

MARY MARANTZ

AUS DEM
STAUB
erhebst du mich

Wie Versöhnung mit der
Vergangenheit alles veränderte

Aus dem Amerikanischen von Karoline Kuhn

Für Papa, Mama und Goldie,
die das Mädchen *im* Trailer geliebt haben.

Für Justin, der das Mädchen *nach* dem Trailer liebte.
Ich wurde als ein neues Wesen wiedergeboren.
Dieses Mal eines mit Wurzeln und Flügeln.

Für die Menschen in West Virginia,
die ein unerschütterlicher Beweis für den
unbezähmbaren Willen sind,
der dort in den Bergen zu Hause ist.
Diese Geschichte gehört uns allen.

Inhalt

Prolog	9
--------------	---

Teil 1

Das Mädchen im Trailer	15
1. Am Anfang war der Dreck	17
2. Man muss tief graben, um an den guten Teil zu kommen	27
3. Eine winzige Verschiebung, die alles verändert.	37
4. Für schwierige Dinge ausgewählt.	50
5. Es lag uns immer im Blut	59
6. Fühlen, was man nicht sehen kann	70
7. Die Narben, die wir tragen	84
8. Verlassenwerden ist wie ein Koffer	96
9. Der Geruch von Vanille	108
10. Die Narben, die uns miteinander verbinden	120
Zwischenspiel	137

Teil 2

Das Mädchen nach dem Trailer	139
11. Ein Schiff, das in die Ferne segelt	141
12. Geschichten verändern Geschichten	156
13. Meine graue Strickjacke	169
14. Es ist kompliziert	185
15. Inhalt vor Form	200
16. Die schwere Last, die wir nie tragen wollten	211

17. Gepflanzt in falscher Erde	218
18. Von nun an bist du sicher	228
19. Gnade ist ein Grundwort	239
20. Der Zerbruch war von Anfang an Teil des Plans	249
21. Endlich schlägt die Freiheit Wurzeln	262
Epilog	271
Anmerkung der Autorin	275
Dank	277

Anmerkung zur deutschen Übersetzung:

Das Wort „Trailer“ bezeichnet in den USA eine Art überdurchschnittlich großen Wohnwagen, der oft als dauerhafte Behausung dient und von Aussehen und Größe her einer Hütte ähnelt. Solche Unterkünfte werden auch *mobile home* genannt, da es sich um transportable Wohneinheiten handelt, deren Inneneinrichtung mit einer Wohnung vergleichbar ist.

Ich war nicht mehr dort, seit wir meine Großmutter Goldie im kalten September in die Erde gelegt hatten, als Papa und ich unter der billigen Zeltplane standen, die die frisch geöffnete Wunde ihres Grabes bedeckte – noch lange, nachdem alle anderen gegangen waren. Wir hielten uns aneinander fest und weinten stechende, beißende Tränen, während der Regen um uns herum stärker wurde und einen heiligen, eindringlichen Rhythmus auf das Plastikdach über uns trommelte.

Wenige Stunden vorher hatte ich in einem kleinen, mit rotem Samt dekorierten Raum in einem Beerdigungsinstitut gestanden und die Trauerrede für meine geliebte Großmutter gehalten; in einem Raum, der nur zur Hälfte mit Menschen gefüllt war, von denen einige es vielleicht lieber gesehen hätten, wenn ich gar nicht gekommen wäre. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, da zu sein, als die starb, warum sollte also ausgerechnet ich das letzte Wort haben? Einen Tag später zog Papa aus unserem alten braunen Trailer in Goldies kleines rotes, plötzlich leer stehendes Haus nebenan – dasselbe Haus, in dem er geboren und viel zu schnell erwachsen geworden war –, während meine Mutter zurück in ihr Motel ging.

Ein Jahr später begann er, Blut zu spucken. Es kam so plötzlich und heftig über ihn, dass es nicht aus seinem Mund herauslief, sondern förmlich spritzte. Selten schaffte er es rechtzeitig ins Bad, und so war Goldies bislang makelloser, grüner Teppich – den sie fünfzehn Jahre zuvor ausgewählt hatte, weil er perfekt zu ihrer hübschen rosa-grün geblühten Couch passte – nun mit verschiedenen Schattierungen von dunklem, getrocknetem Karminrot überzogen. Kampfspuren, die perfekt zu den verstreuten Punkten an der Zimmerdecke passten. Wäre Goldie nicht schon tot gewesen, hätte der Anblick sie sicherlich umgebracht.

Mein Vater, ein Mann, der stets für seinen Glauben an Postkartensprüche wie „Was mich nicht umbringt, macht mich nur härter“ und „Das wird schon wieder“ bekannt war, hatte viel zu lange damit gewartet, zum Arzt zu gehen. Jetzt waren seine Eingeweide vom Krebs zerfressen: drei Tumore, die zu einem einzigen zusammengewachsen waren. Er hatte wegen der Schmerzen dreißig Kilo abgenommen. Die Krankheit hatte sein Gesicht so ausgehöhlt, dass er scheinbar über Nacht um zwanzig Jahre gealtert war und ich ihn kaum noch wiedererkannte. Mir stockte der Atem, als ich in das schummrige Licht des Krankenzimmers trat und ihn sah – einen Mann, der so viel älter war als an dem Tag, an dem ich ihn verlassen hatte. Ich musste den Blick abwenden, damit er das Entsetzen in meinen Augen nicht sehen konnte. Und so blieb mir nur, auf seine schmutzigen Hände zu starren, die Spuren auf den frischen, weißen Laken hinterließen.

Sie waren das Einzige an ihm, was ich noch erkannte.

Vom Flur aus konnte ich die Krankenschwestern reden hören – ihr Akzent klang fremd und vertraut zugleich, als könnten sich die zwei verschiedenen Versionen meiner selbst, die ich jetzt in mir trug, nicht einigen, welche dran war. Es gab das Ich, das das Mädchen *im* Trailer gewesen war ... und dann gab es das Ich, das danach kam. Und beide waren nun hier, um am Bett meines Vaters zu stehen, wohl wissend, dass sie schon viel früher hätten kommen sollen.

Es war fünf Jahre her, dass ich zuletzt in Nicholas County, West Virginia, gewesen war, aber ich hatte bereits achtzehn Jahre lang nicht mehr dort gelebt. Und in diesem Moment war ich zugleich ein Mädchen und eine Frau, die mitten hindurch geteilt waren: achtzehn Jahre zu Hause und achtzehn Jahre fort. Ich hatte soeben die unausgesprochene Schwelle einer Ziellinie

überschritten, an der ich nun genauso viel Zeit meines Lebens außerhalb des Trailers verbracht hatte wie in ihm. Und wenn ich an diese ersten 18 Jahre zurückdachte, fühlte es sich weniger wie eine Erinnerung an als vielmehr wie ein völlig anderes Leben.

In der flackernden, grünen, piepsenden Dunkelheit bewegten sich die Augenlider meines Vaters – langsam, zuckend, als ob allein diese Anstrengung sein Ende bedeuten könnte –, blinzeln und öffneten sich dann.

„Hey, Kind. Wie geht's dir?“

Es war Jahre her, dass er mich „Kind“ genannt hatte. Nicht mehr, seit ich zum Jurastudium nach Yale gegangen war und er endlich, zum ersten Mal in meinem Leben, angefangen hatte, mich Mary zu nennen. In den drei Jahren, in denen ich dort studierte, hatte er mich genau zweimal in New Haven besucht – einmal, um mir bei der Wohnungssuche zu helfen, und einmal bei meinem Umzug. Doch er kam nicht, um dabei zu sein, wie ich mein Abschlusszeugnis entgegennahm. Mein ganzes Leben lang hatte ich darauf hingearbeitet, aber er war nicht da, um es mitzuerleben. Immerhin hatte ich mich in seiner Wahrnehmung zu meinem Vornamen „hochgearbeitet“, und das war schon etwas. Als er mich jetzt „Kind“ nannte in der begrenzten, stillen Dunkelheit dieses unbekanntes Raums, fühlte es sich an, als wäre mein Vater die ganzen Jahre über nicht so sehr an einem anderen *Ort*, sondern vielmehr in einer anderen *Zeit* gewesen.

Mein erster Gedanke war, dass sie ihm ein starkes Schmerzmittel verabreicht haben mussten, das dafür sorgte, dass er ziemlich verwirrt war. Ich verfolgte den Schlauch, der aus seinem Arm kam, bis zu einem durchsichtigen Beutel mit Flüssigkeit, der an einem Metallständer hing und im Takt vor sich

hin tropfte – bis alle Tropfe und Piepser im Raum den gleichen Rhythmus zu haben schienen und ich das Gefühl hatte, dass ich durch die ständige Wiederholung den Verstand verlieren könnte. Es war, als würden Szenen aus einem Filmprojektor Schattenrisse unseres Lebens auf die sterilen weißen Wände werfen: Er und ich zusammen und er und ich getrennt. Die Bilder verschwammen und gingen ineinander über, bis die Zeit rückwärts lief und meine Vergangenheit, meine Gegenwart und meine Zukunft zu einer Einheit verschmolzen. Und ich konnte mich die ganze Zeit über nicht dazu durchringen, etwas anderes anzusehen als diese Hände, die dabei geholfen hatten, mich großzuziehen.

„Kind, Kind, Kindchen. Ich habe gebetet, dass du kommen würdest.“

Jetzt war ich mir sicher: Die Zeit, sich Sorgen zu machen, war gekommen.

Die einzige Kirche, in der J. R. Bess sonntags jemals Gottesdienst gefeiert hatte, war die Kathedrale des Waldes. Seine Gemeinde war ein Baldachin aus Bäumen, die reif für die Abholung waren. Sein Prediger war ein abgewrackter, heruntergekommener John-Deere-550-Bulldozer, der ihn immer wieder dazu antrieb, über sich selbst hinauszuwachsen. Mir war er nie als ein Mann erschienen, der viel mit Gott am Hut hatte. Und wenn man sich diesen ungeheuren Kampf anschaut, der sein Leben gewesen war, liegt es nahe anzunehmen, dass Gott mit diesem Arrangement ganz einverstanden war. Soweit ich wusste, hatte Papa noch nie in seinem Leben für etwas oder jemanden gebetet. Und ich hatte keine Ahnung, warum er jetzt damit anfangen sollte.

Teil 1

Das Mädchen im Trailer

1. Am Anfang war der Dreck

Am Rande eines unbefestigten Weges an der Airport Road, wo sich die Straße gabelt und weiter zum höchsten Punkt des Fenwick Mountain hinaufschlängelt, kann man anhalten und von dort oben zusehen, wie ein Sturm aus allen Richtungen aufzieht. Als ich klein war, haben wir das oft gemacht. Wir standen draußen unter dem hölzernen Dachüberhang der schäbigen Veranda, die aus zusammengewürfelten Resten von allem bestand, was man so finden konnte (die Nägel waren teils nur halb eingeschlagen, krumm und unter der Peitsche der glühenden Sommersonne verrostet), und sahen zu, wie die Blitze die heiße Dunkelheit des Juli-Himmels erhellten. Wir lauschten, wie der Donner grollte und die Berge erschütterte.

Papa stand neben mir in seinen schmutzigen Jeans und dem längst vergilbten weißen Unterhemd, die nackten, rampo- nierten Füße auf den Brettern der Veranda. Sein dunkles Haar stand wild in alle Richtungen, aufgeladen durch die Elektrizität.

„Das ist wirklich schön, nicht wahr, Kind? Weißt du, wenn du genau hinhörst und zählst, kannst du schätzen, wie weit das Gewitter von uns weg ist.“ Der nächste Blitz leuchtete auf und wir begannen, gemeinsam zu zählen. Wir waren nur bis „zwei“ gekommen, bevor wir das Grollen des Donners wieder aufsteigen hörten. Dieses Gewitter kam nicht. Er war bereits über uns.

Als der Regen einsetzte, prasselte er in Strömen und Wellen über uns hinweg und hämmerte einen Johnny-Cash-Rhythmus

auf das Blechdach unseres einachsigen Trailers. Er harmonierte perfekt mit dem einsamen Pfeifen des Sturmes durch das Windspiel, das Mama vor meinem Fenster aufgehängt hatte. Das wahre Schlaflied von West Virginia.

In dieser Nacht standen wir da und starrten dem Sturm ins Auge – es war die Art von erderschütternder Wildheit, die einem das Gefühl gibt, dass die Hand Gottes selbst nur ein paar Meter über dem Boden schwebt und mit dem Finger direkt auf einen zeigt. Wir erstarrten, als der Blitz nur zwei Häuser weiter einschlug und der Transformator aufleuchtete und Funken schlug wie ein Feuerwerkskörper. Das Haus blieb verschont, aber die Garage brannte nieder und mit ihr der Hund der Familie. Nun, um genau zu sein, starb er, als die Feuerwehrmänner ihn erschießen mussten, um ihn von seinem Elend zu erlösen, aber er wäre ohnehin verloren gewesen.

Der Berg, von dem ich stamme, war nie gut zu Tieren.

Ich war kein hübsches Kind.

Ich hatte eine klaffende Zahnlücke und wilde, braune Locken – die Art Frisur, die zum Synonym wurde für die Achtzigerjahre und die besondere Vorliebe dieses Jahrzehnts für billige Dauerwellen, Haarspray-Ponys und die Möglichkeit, alles, was einem an sich nicht passte, zu verändern. Meine Augen standen zu dicht beieinander, meine Lippen waren viel zu schmal, und – um dem Elend noch eins draufzusetzen – die Nase, die ich von meinem Vater geerbt hatte, saß genau in der Mitte und erinnerte alle anderen Teile meines Gesichts daran, dass sie viel zu klein waren.

Im Sommer 1989 traf man mich üblicherweise mit nackten Beinen an – leicht blutig von den letzten Kratzern im Gestrüpp –, wie ich über die Schulter eine Antwort auf die Auf-

forderung rief, vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein. Währenddessen lief ich so schnell, wie meine schlaksigen, für meinen Körper viel zu langen Beine mich trugen, über die verwilderte Wiese hinter unserem Trailer. Immer weiter bahnte ich mir den Weg in die tiefen, dunklen Wälder, die gleich hinter dem Unkraut begannen und deren Sirenengesang mich unwiderstehlich anlockte.

Im Schutz und Schatten des Waldes konnte ich sein, wer immer ich wollte.

Es gibt eine Menge Dinge, die ich Ihnen über meine Kindheit erzählen werde, aber bevor wir dazu kommen, müssen Sie etwas wissen: Diesen Teil – der Teil mit den Wäldern – nun, den würde ich nicht ändern wollen.

Von meiner Geburt bis zu meinem Weggehen mit achtzehn Jahren wuchs ich auf dem Gipfel eines Berges im ländlichen West Virginia in einem einachsigen Trailer auf, der aus Holz und Aluminium zusammengezimmert war.

Jeden Winter knackte das Dach des Trailers unter dem Gewicht eines halben Meters Schnee, der üblicherweise in Nicholas County fiel. Die Abdeckung des alten Holzofens passte nie richtig, sodass die Flammen jedes Mal oben herausschlugen, wenn ein Holzscheit nachgeworfen wurde. Die orange-blauen Flammen tanzten gefährlich nah an den Fäden der Dämmwatte, die von der durchsackenden Decke herabgingen. Wenn der Frühling kam, regnete es dank des schadhaften Blechdachs drinnen genauso stark wie draußen, und der Geruch von Schimmel hing noch im Spätsommer in der Luft und klebte an meiner Kleidung und meiner Würde. Noch lange nach dem Ende eines Gewitters strömte dunkles Wasser von überall herab.

Die Fußböden bestanden aus aufgeweichten Spanplatten, die mehr oder weniger von dem fadenscheinigen braunen Teppich-

boden zusammengehalten wurden, der sich seinen Weg über den Wohnzimmerboden bahnte – ein Überbleibsel aus den Tagen, als der Trailer neu gewesen war. Jetzt war er mit einer Mischung aus altem Tierkot und neuen Dreckbrocken bedeckt, die jeden Abend von Papas Holzfällerstiefeln fielen, bis man nicht mehr sagen konnte, wo der braune Teppich endete und der Schmutz begann.

Und ... es war ein Zuhause.

Wenn ich den Leuten diese Dinge über mich erzähle, um ihnen zu erklären, wer ich bin, kann man sehen, wie sich Unbehagen schwer auf ihre Schultern legt. Wie eine Last, um die sie nicht gebeten haben. Sie schütteln sich und sind verunsichert und sagen Dinge wie: „Gott sei Dank bist du da rausgekommen! Zum Glück bist du *das* nicht mehr!“ Aber genau das ist der Punkt, an dem sie sich irren.

Natürlich habe ich diesen Trailer gehasst, als ich aufwuchs. Ich hasste alles an ihm. Ich saß stundenlang mit einem Bleistift und einem blauen Spiralheft draußen und zeichnete Skizzen davon. Ich dachte mir aus, wie ich Wände um ihn herum errichten könnte. Ein Dach darüber bauen. Ich wollte ihn irgendwie verändern und damit mich und meine Zukunft, einfach über Nacht. Ich träumte jeden Tag davon, wie aus unserem Trailer ein richtiges Haus würde. Als ob mir das allein schon eine echte Chance im Leben geben würde.

„Wir könnten rund um den Anhänger Pfosten setzen, wie Spinnenbeine, direkt in den Boden“, sagte ich zu Mama, als ich ihr meine Skizzen zeigte. „Man könnte Löcher graben und sie mit Beton ausgießen, wie bei der Schaukel, und das würde reichen, um ein richtiges Dach zu tragen.“

Ich wusste: Wenn ich nur die richtigen Pläne hätte, eine Art Blaupause für das Leben, das ich aufbauen wollte, dann wür-

den Mama und Papa meine Vision erkennen, und ich könnte sie dafür gewinnen. Ich könnte sie retten – vor der Welt, vor sich selbst und vor einer Reihe von unglücklichen Entscheidungen. Und dann könnten wir uns dieses gute Leben gemeinsam aufbauen, Seite an Seite.

Wenn sie nicht überzeugt werden konnten oder wollten, würde ich es eben einfach selbst machen.

Also, ja, ich habe von klein auf gewusst, dass ich auf die eine oder andere Weise aus diesem Trailer herauskommen und ein anderes Leben führen würde, was auch immer ich dafür tun müsste, um es zu schaffen. Aber zu sagen, das Mädchen von damals bin nicht mehr ich – nun, das wäre falsch. Alles, was ich bin, beginnt und endet mit diesem Trailer. Und wo auch immer ich hingehe, wer auch immer ich auf dem Weg geworden bin: Ich trage diesen Trailer in mir.

Für mich ist mein Leben – entkernt und von Grund auf neu aufgebaut – weniger eine Erfolgsgeschichte geworden als vielmehr ein Lied der Erlösung, eine Versöhnung mit den Wurzeln, die mich wachsen ließen, eine Melodie, die aus den schmutzigen Winkeln meines Lebens geboren wurde.

Denn was mich und meine Geschichte betrifft: Am Anfang war der Dreck.

Das ganze Jahr über verfütterte ich Reste von braunen Bohnen und Maisbrot an die Streuner, die sich auf das Grundstück verirren. Sie alle wurden von einer verwilderten, grau getigerten Katze in Schach gehalten, die mich als ihr Eigentum adoptierte, als ich gerade vier Jahre alt war und sie auf dem Schulhof der Grundschule in New Hope fand. Das Kätzchen kam schnurrend auf mich zu, mit seinen grünen Augen und dem markanten M im Fell auf der Stirn, was ich als Zeichen dafür nahm, dass wir

zusammengehörten. Also wickelte ich das Kätzchen in meine Lieblingsdecke und schmuggelte es nach Hause, wo ich es vorläufig Thomas nannte ... bis es ein Jahr später Junge bekam und fortan Thomasina genannt wurde.

Als wir aufwuchsen, hatten wir ständig streunende Hunde und Katzen, die zu vorübergehenden Haustieren wurden, aber keines von ihnen nahm ein glückliches Ende. Sie liefen weg oder verschwanden, wurden von einem Lastwagen angefahren, der etwas zu schnell fuhr, wurden irgendwo ausgesetzt, wenn wir sie nicht behalten konnten, oder erkrankten an etwas, das vermutlich heilbar gewesen wäre, wenn wir sie jemals zum Tierarzt gebracht hätten. Stattdessen starben sie dort, wo sie lagen, oder Mama rief unseren Nachbarn an – den mit der Schrotflinte – und das war's.

„Ich hasse es, ein Tier leiden zu sehen“, war alles, was sie zu diesem Thema sagte.

Das waren die willkommenen Haustiere, die ich kannte, als ich aufwuchs. Aber in unserem Trailer gab es auch viele unwillkommene Hausgenossen. Im Winter wimmelte es von Mäusen und im Sommer von Kakerlaken, die überall herumflitzten. Und oft fand ich sogar die zappelnden, sich windenden, blanchierten Körper von Maden in der Küchenspüle, die sich am Abendessen der letzten Woche labten. Ich war neun Jahre alt, als ich herausfand, dass sich die Maden, wenn man Bleichmittel direkt auf ihre winzigen weißen Körper schüttete, zu einem Ball zusammenrollten und starben. Die Magie von Clorox.

Da wir mitten in der Wildnis von West Virginia lebten, gab es jede Menge Schlangen. Nattern, Boas und auch die eine oder andere Klapperschlange. Einmal, als Papa und ich auf der Couch saßen und gemeinsam eine Sendung ansahen, kam eine große, fette, zischende Schlange direkt über dem Fernseher auf

uns zugeschossen und unterbrach unser Programm auf unbestimmte Zeit. Ich vermute, dass sie nur einen anderen Sender sehen wollte, aber ich war trotzdem ziemlich erschrocken.

Ich kann dir sagen, dass ich nie traurig war, wenn einer von diesen ungeladenen Gästen ein unglückliches Ende fand. Aber die Hunde und Katzen waren eine andere Geschichte.

Ich glaube, das schlimmste Erlebnis war, als unsere schwarze Labradorhündin gerade Welpen bekommen hatte. Einer unserer Nachbarn stellte ihr eine Schale mit Frostschutzmittel hin – zur Strafe dafür, dass sie sich einmal zu oft in seinen Garten verirrt hatte –, und bevor wir es bemerkten, hatte sie es getrunken und an ihre säugenden Welpen weitergegeben. Innerhalb eines Tages haben wir sie alle verloren. Sie rollten sich zusammen und starben. Einen nach dem anderen legten wir sie ins Gras, still und regungslos, bis keine Hoffnung mehr bestand. Das war das erste Mal, dass ich Papa weinen sah. Als er die Hündin in seinen Armen hin und her schaukelte und sein Gesicht in ihrem glatten, schwarzen Fell vergrub, während sich der Schaum aus ihrem Maul mit seinen Tränen vermischte, konnte ich ihn flüsternd hören: „Geh nicht, geh nicht, geh nicht.“

Und da begriff ich, dass einem diese Welt Verletzungen zufügt.

Das waren die Karten, die von dem entschieden zu gleichgültigen Gott ausgeteilt wurden, den ich damals zu kennen glaubte. Ein Gott, der Leid zuließ und anscheinend nichts dagegen hatte, dass es diesem Haus gut ging und jener Familie alles gelang, während er die nächste ohne Vorwarnung niederschlug. Er war der Gott, der danebenstand und zusah, wie die Unschuld weggespült wurde ... wie der Regen eines Sommergewitters die Hitze wegspült.

Und ich war mich sicher: Als Nächstes würde ich dran sein.

Bis dahin hatte ich Gott nie gefürchtet.

Die früheste Erinnerung, die ich an Gott habe, ist die, dass ich nachts im Bett lag und durch die Fenster in meinem Zimmer mit ihm sprach, während er zwischen den Sternen saß.

Mein Schlafzimmer befand sich am hinteren Ende des Trailers, und die Wand bestand aus drei nackten Aluminiumfenstern, die auf Goldies kleines rotes Haus hinausgingen. Ich sage nackt, weil damals kein einziges dieser Fenster eine Gardine oder ein Rollo besaß. Ich schätze, dass ich damals noch in einem Alter war, in dem die Dinge nicht versteckt werden mussten.

Gott konnte also direkt in mein Leben schauen und alles sehen.

Wenn die Dunkelheit hereinbrach und es draußen heller war als drinnen, dann war es so, als ob der ganze Himmel wie ein silbernes Tuch voller Sterne leuchtete. Die Fenster waren halb geöffnet, und die warme Sommerluft kroch herein und kuschelte sich neben mich. Sie strich über meine nackten Beine, weich wie Fell, seufzte und ließ sich dort nieder. Ich schätze, ich war noch in einem Alter, in dem man Dinge auch nicht draußen halten musste.

Wenn die Sommerluft nicht schlafen konnte, tanzte sie Pirouetten auf den Laken und wirbelte im ganzen Zimmer herum, schwebte frei und ohne Angst auf einem Strom der Unschuld und Sicherheit. Ich wandte mein Gesicht dem Himmel zu und sprach mit Gott, als wäre er ein Freund. Und er schien seinerseits herunterzukommen und direkt vor meinem Fenster zu schweben. Sein Atem war so nah, dass die Scheibe beschlug.

In Goldies kleinem roten Haus brannten immer noch ein paar Lichter. Und in manchen Nächten konnte ich sie drinnen herumlaufen sehen. Ihr sanftes Gesicht leuchtete in der Dunkelheit. Alle benachbarten Häuser auf unserem Berg waren bereits

finster – wir waren nur ein Glühwürmchen in einem weiten, fernen Himmel –, sodass es in diesen Nächten schien, als gäbe es niemanden auf der Welt außer mir und Gott. Und manchmal Goldie.

Ich kann mich nicht erinnern, dass mir jemals jemand von diesem Gott erzählt hätte. Er war nicht der zornige Gott, dem ich später in der Kirche begegnete; jemand, vor dem man Angst haben musste. Und es war auch nicht der exklusive Gott, den einige Leute später aus ihm machen würden; jemand, der manchen Menschen sagt, dass sie nicht zu ihm gehören. Es war der Gott, den ich anscheinend immer als besten Freund gekannt hatte, der mich an meinem Fenster besuchte. Von Angesicht zu Angesicht und frei von Angst. Er war der Gott, der nahe genug herankam, um Spuren in meinem Leben zu hinterlassen.

Lange bevor mir jemand sagte, wie er sein *sollte*.

Bald fing Gott an, mir auch bei Tageslicht draußen im Garten zu begegnen. Wenn er nicht bei den Sternen war, war er überall. Er war im Grün des Grases, bis hin zu den einzelnen Pigmenten. Er war in den Vögeln, die sich mit weit ausgebreiteten Flügeln der Schwerkraft trotzend in die Lüfte erhoben, weit weg von der Begrenztheit ihrer Äste. Er war in der Sonne, die mir ins Gesicht schien, im Gold des Feuers, von dem man weiß, dass es noch da ist, selbst wenn man die Augen schließt. Er war in der Art und Weise, wie dünne Schlammschichten, die man einmal aus dem kalten, harten Boden gegraben hat, an den Händen trocknen und den Rest des Tages an einem haften bleiben. Als ob man das Gefühl nicht mehr vergessen könnte, wenn es einmal seine Spuren hinterlassen hat.

Er war Farbe und Freiheit und Feuer und Dreck. Und er war die Stimme, die mir sagte, dass all dies eines Tages sehr viel Sinn machen würde. Er würde das alles nutzen. Das Unordentli-

che, das Harte, das Zerbrochene, das Schöne. Eines Tages würde er es in Worte fassen. Und dann würde ich es sehen: Meine Geschichte wäre nicht umsonst.